

## DIE BURIBUNKEN

Eingeschichtsphilosophischer Versuch.

Die Buribunkologie als Wissenschaft. – Es sollte das Bestreben jeder Wissenschaft sein, zunächst einmal durch reale Leistungen ihre Existenzberechtigung zu erweisen und dafür zu sorgen, daß eine wuchtige Tatsächlichkeit von Arbeiten dem subversiven Zweifel an ihrer Möglichkeit als Wissenschaft den Weg verlegt. Wenn der Wert jeder methodologischen Erörterung über den Wissenschaftscharakter einer menschlichen Geistestätigkeit nur darin liegt, daß eine Selbstbesinnung auf die geistigen Mittel und Ziele der Arbeit eintritt, so setzt gerade dieses voraus, daß es zunächst eine Arbeit wirklich geben muß, wie es sich ja von selbst versteht, daß es keine Amerikaforschung gäbe, wenn Amerika nicht entdeckt wäre, und keine Buribunkologie, wenn es keine Buribunkologen gäbe.\*) Eine solche, mit beiden Füßen auf der wohlgegründeten Erde stehende Geschichtlichkeit hat gewiß etwas auf den ersten Blick Überzeugendes, einen Widerspruch nicht zu Befürchtendes.

Allein wir wollen uns durch die scheinbare Evidenz nicht davon abhalten lassen, in die versteckteren Schwierigkeiten der Situation zu dringen, um als Lohn unsrer vorsichtigen Skepsis die Einsicht in die letzten Differenziertheiten einzuheimen. Ist es doch gerade das Wesentliche echter Buribunkologie, nicht nur die Tatsächlichkeiten in ihrer gesamten Deutungsfülle zu begreifen, sondern auch sich selbst in strahlender Klarheit als Gegenstand der Buribunkologie zu erfassen und so, sich selbst in den Gang der Geschichte einreihend, im vollen Bewußtsein der eigenen Eingesenktheit in das Historische, auf die steilste Höhe menschlicher Geistigkeit sich emporzurecken. Jede buribunkologische Publikation gehört ja selbst wieder der Buribunkologie an und ist insofern eine Realität im buribunkologischen Sinne.

Hieraus ist nunmehr ein Argument zu entwickeln, dessen Stringenz sich wohl nur ultramontane Beschränktheit oder altlutherische Halsstarrigkeit zu entziehen vermögen. Wenn es wahr ist, daß

\*) Damit ist auch die Existenz der Buribunken selbst, die gelegentlich in kaum ernst zu nehmender Weise von hyperkritischen Doktrinären geleugnet wird, a priori außer Zweifel gesetzt. Denn wie aus der Tatsache einer Amerikaforschung die Existenz Amerikas, so folgt aus der Tatsache der Buribunkologie die Existenz der Buribunken.

es einen Punkt gibt, an dem – um es in Hegels genialer Wendung auszudrücken – die Quantität in die Qualität umschlägt, so hat sich die Erörterung der Frage nach der Buribunkologie als Wissenschaft um den Kardinalpunkt zu drehen, ob die faktisch vorliegende Quantität buribunkologischer Realitäten den Umfang erreicht hat, daß sie vernünftigerweise als Qualität (das heißt hier als Wissenschaft) angesprochen werden muß. Wir müßten demnach als Antwort eine Bibliographie buribunkologischer Forschungen geben. Doch sind wir wohl befugt, uns mit dem Hinweis darauf zu begnügen, daß bereits über 400 000 buribunkologische Dissertationen (20 Divisionen!) erschienen sind; daß die wöchentlichen Preisausschreiben des Internationalen Buribunkologischen Instituts für Ferker- und verwandte Forschung (Ibiffuff) seit Jahren stets mit mehreren Preisen und lobenden Anerkennungen enden. Der buribunkologische Verlag stellt außerdem einen der blühendsten Zweige unsers hochentwickelten buchhändlerischen Gewerbes dar und – last not least – die Buribunken- und Ferkerforschungsausschußkommission (Buffak) hat ein normales Jahresbudget von mehreren Milliarden. Gerade diese gewaltige Realität ist von imponierender Beweiskraft. Nach den bekannten geistvollen Ausführungen Simmels, des großen Philosophen des Geldes, ist es ja wiederum im eminenten Sinne das Geld, für welches der Satz vom Übergang der Quantität in die Qualität seine bedeutendste Gültigkeit hat. Jene stolze Zahl dürfen wir daher als den Eckstein unsrer Argumentation behandeln; sie erhebt es über jeden wissenschaftlichen Zweifel, daß, wenn überhaupt die Quantität in die Qualität übergehen kann, dieser Punkt in der Buribunkologie voll erreicht ist.

Wir werden freilich auch unsrer eigenen Wissenschaft gegenüber keineswegs den Standpunkt behutsamsten Historismus verlassen und nicht aufhören, die relative Richtigkeit und die relative Falschheit aller menschlichen Erkenntnisse in dem unendlichen Entwicklungsprozeß des Weltgeistes im Auge zu behalten. Doch setzt uns gerade das Instand, einen naheliegenden Einwand zu beseitigen, den wir uns nicht verhehlen wollen. Auch der tote, ja lebensfeindliche Formelkram der Scholastik hat einen erheblichen quantitativen Umfang erreicht, er war zweifellos jahrhundertlang eine reale historische Macht. Aber die Scholastik gehört einem Stadium der Entwicklung an, dessen Position längst von dem unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Weltgeist negiert ist, sie liegt nämlich nicht etwa 10 oder 20 Jahre, sondern – auch hier geht die Quantität der Zahl in die Qualität des Wertes über – mehrere Hunderte von Jahren hinter uns. Nunmehr kann es uns nicht schwer werden, den Unterschied der heutigen Buribunkologie von der überwundenen Scholastik zu erkennen, er liegt eben im Wesentlichen, im Geist: die Buribunkologie lebt, die Scholastik ist tot; die Buribunken leben, die Scholastiker sind längst begraben.

Die wissenschaftliche Buribunkologie ist ihrem Gegenstand, dem Buribunkentum gegenüber dadurch in einer besonders günstigen Lage, daß ein gleicher Geist beide beseelt und zu einer harmonischen Ehe verbindet. Was wäre denn auch alle Forschung ohne das geheime Weben des Geistes, der die toten Einzelheiten zu einem lebendigen Organismus zusammenschmilzt und dem nachfühlenden Verständnis jedes Erkennen zu einer wahrhaften Er-Innerung macht. Es liegt ein gut Stück echten Buribunken-

tums in jeder der vierhunderttausend Dissertationen, und es deucht uns nichts Geringes, daß auch für den Gamaschendienst des Geistes der Lohn kein anderer ist als der, den die Geschichte für die Riesenflüge des genialen Organisators bezahlt, der Lohn, der in der Gewißheit ruht, sich selbst der Geschichte einzuverleiben und noch in Äonen zitiert zu werden. So lebt hier überall der unmittelbarste Geist und ermöglicht uns das Verständnis für das, was der eigentliche Sinn des Lebens ist, nämlich das Leben selbst, das Leben so, wie es historisch da ist oder historisch da war, in seiner konkreten, faktischen Tatsächlichkeit und Positivität. So ist denn auch unser Gegenstand eine überwältigende Realität, nichts aus jener Gegend, in die blöde Toren blinzeln, sondern nur Tatsache und wiederum Tatsache. Daran können wir ja nach den trüben Erfahrungen der scholastischen Jahrhunderte nicht mehr zweifeln: ein großer Aufwand ist schmäählich vertan, eine geradezu unsittliche Kraftvergeudung hat die Menschheit aus der grünen Wiese der Diesseitigkeit in die grauen Theorien der Spekulation gelockt. Natürlich war auch dies eine notwendige Stufe der Entwicklung und nicht ohne relativen Wert und Reiz. Wir werden auch hier die Überlegenheit unsrer Objektivität nicht verlieren und nicht in Affekt geraten, nicht uns entrüsten. \*) Darum bedeutet die Metaphysik keine Gefahr mehr für uns. Aber wir sind uns trotzdem unsrer Pflicht gegenüber der Buribunkologie bewußt, und jeder Versuch, die traurigen

\*) Schmitt leistet sich die geradezu unglaubliche Behauptung, alles, was es an wahrem Respekt vor dem Geistigen auf der Erde noch gebe, sei das Erbe des mittelalterlichen Christentums, von dem wir noch wie Lehrlinge, die die Portokasse unterschlagen haben, ein paar kurze Jahrhunderte in *dulci jubilo* leben, um dann zu erkennen, wie eine entchristlichte Welt in Wirklichkeit über Kunst und Wissenschaft denke. Ich weise diese freche Behauptung im Namen der gesamten Buribunkologie mit schärfster Entrüstung zurück.

Spekulationen jener abgetanen Tage wieder heraufzuführen, wird die geschlossene Phalanx der Buribunkologen gegen sich haben, die sich vereinigen unter dem sieghaften Schlachtruf: die Buribunkologie ist mehr als Theologie, Jurisprudenz oder Philosophie, sie ist überhaupt mehr als eine Wissenschaft, sie ist eine Tatsache.

\*        \*  
\*  
\*

Die Buribunken.– Begeben wir uns in *medias res*; packen wir das Problem an seinem brennenden, interessantesten Punkt! Was ist das Kriterium, die *differentia specifica*, das große Unterscheidungsmerkmal? Ist es ein geistiges oder ein physisches? Liegt es, mit andern Worten, darin, daß jeder Buribunke Tagebuch führt oder darin, daß er ein erweitertes Maul hat?

Gehn wir, unsrer Methode getreu, auch hier von dem aus, was ist, von den Tatsachen. Beides sind Tatsachen, sowohl daß die Buribunken Tagebuch führen, wie daß sie ein erweitertes Maul haben. Aber welches ist die höhere Tatsache? Auf den ersten Blick könnte es den Anschein haben, es drücke sich in der Führung von Tagebüchern eine so enorme Geistigkeit aus, daß wir hier einen höhern buribunkologischen Wert annehmen müssen als in der scheinbar nur physiologischen Tatsache des erweiterten Mauls. Erwägen wir jedoch, daß niedrige Völker, Polynesier, Feuerländer und Ba-Ronga-Neger, sowie andre bildungsunfähige Stämme ein relativ kleines Maul haben, obwohl sie

Kannibalen sind, so wird ein tieferer Zusammenhang des erweiterten Mauls mit der höhern Geistigkeit wahrscheinlich, welche Wahrscheinlichkeit ihre ethische Gewißheit erreicht durch die weitere Erwägung, daß, wenn bereits ein kleines Maul ausreicht, jene primitiven Rassen über das Niveau von Affen und Vögeln zu erheben, ein entsprechend größeres Maul – wiederum nach dem Satz vom Übergang der Quantität in die Qualität – dazu führen muß, eine ausschlaggebende Kluft zwischen zwei verschiedenen Arten der Menschen zu öffnen, so daß die diesseits (auf Seiten der großmäuligen Buribunkologen) stehende Art sich zu der jenseits stehenden, ungepflegten Art nicht anders verhält wie diese zu den Affen und Vögeln. Es wäre daher zum mindesten unvorsichtig, das Tagebuch gegenüber dem erweiterten Maul unbesehn als das im geistigem Sinne Tatsächliche hinzustellen, ja es läge eine Verkenning wertvollster ethischer Einsichten darin, wenn man nicht begreifen wollte, daß, wenn auch Geist dazu gehört, Tagebuch zu führen, so doch, da der Geist sich den Körper baut, das erweiterte Maul zu der Annahme eines besonders baukräftigen Geistes führt. Wenn wir uns nun, bei aller Bewußtheit der geistigen Bedeutung des erweiterten Mauls, trotzdem einer Bevorzugung des Tagebuchs zuneigen, so leitet uns dabei eine ausgesprochen historische Würdigung der Entwicklung, deren Etappen sich in der Entfaltung des Tagebuchgedankens eben historisch nachweisen lassen, während die allmähliche Erweiterung des Mauls eine physiologisch-anatomische, kurz eine mehr medizinische Betrachtung verlangte.

Heute, da es uns vergönnt ist, die strahlende Mittagshöhe der Tagebuch-idee in ihrer ganzen Köstlichkeit zu genießen,

übersehn wir nur zu gern, welche Großtat jener Mensch verrichtete, der, vielleicht ein ahnungsloses Werkzeug des Weltgeistes, mit der ersten, unscheinbaren Notiz das Senfkorn pflanzte, das jetzt als mächtiger Baum die Erde überschattet. Ein gewisses, ich darf sagen, moralisches Verpflichtungsgefühl drängt uns die Frage auf, in welcher historischen Person wir den Vorläufer dieser herrlichen Epoche zu erblicken haben, die Taube, die der Weltgeist seiner letzten und höchsten Periode vorausgesandt hat. In prinzipieller Untersuchung werden wir auf diese zentrale Frage einzugehn haben.

Für die Buribunkologie wäre es ein stolzer Triumph, einen Helden wie Don Juan als ihren Ahnen bezeichnen zu können und sich so, entgegen dem Vorwurf gelehrtenhafter Weltfremdheit, die Paradoxie der Abstammung von diesem lebensstrotzenden und denkbar unwissenschaftlichen Kavalier zu leisten. In der Tat wird über Don Juans Eroberungen ein Register geführt, aber das punctum saliens ist eben, wem das geistige Eigentum an dieser Idee zuzusprechen ist. Don Juan selbst singt in seiner Champagnerarie

Ah, la mia lista doman mattina  
d'una decina devi aumentar –

ein Gefühl, das den wahren Buribunkologen des öftern durchglüht, wenn er den täglich schwellenden Umfang oder die täglich sich steigernde Zahl seiner Publikationen betrachtend überlegt. Er wird infolgedessen versucht sein, ein solches Siegeregefühl mit dem kecken Selbstbewußtsein des leichtfertigen Frauenbezwingers zu vergleichen. Dennoch dürfen wir uns nicht durch eine verführerische Parallele von unserm unbestechlichen Ernst abbringen lassen und auch gegenüber unserm et-

waigen Ahnherrn niemals die Distanz verlieren, die gelassene Objektivität und affektlose Wissenschaftlichkeit uns vorschreiben. Hatte denn Don Juan wirklich diese spezifisch buribunkische Attitüde, die ihn dazu vermochte, das Tagebuch nicht zu einem oberflächlichen, renommierten Spaß zu führen, sondern aus, ich darf wohl sagen, verdammt Pflicht und Schuldigkeit gegenüber der Geschichte? Wir vermögen es nicht zu glauben. Don Juan hatte überhaupt kein Interesse an der Vergangenheit, im Grunde ebensowenig wie an der Zukunft, die ihm wohl kaum über das nächste Rendezvous hinausging, er lebte in der unmittelbaren Gegenwart, und sein Interesse an dem einzelnen erotischen Erlebnis enthält nichts, worin wir einen Anfang der Selbst-Historisierung erblicken könnten. Wir bemerken nichts von jener, den Buribunken auszeichnenden Haltung, die aus dem Bewußtsein entspringt, jede einzelne Sekunde des eigenen Daseins für die Geschichte zu konservieren, sich selbst als Denkmal zu setzen und zu sehn. Er stürzt sich zwar auch auf die einzelne Sekunde, wie der tagebuchführende Buribunke, und darin liegt gewiß eine Ähnlichkeit in der psychischen Gebärde. Anstatt jedoch seine Beute im lichten Tempel auf dem Altar der Geschichte zu weihen, schleppt er sie in die dunstige Höhle brutaler Genußsucht, verschlingt sie wie ein Tier zur Sättigung grober Instinkte.\*) In keinem Augenblick hat er die, ich möchte sagen buribunkische Filmhaltung, er weiß sich nie

als Subjekt-Objekt der Geschichte, in dem die sich selbst schreibende Weltseele zur Tat geworden ist. Und das Register, das Leporello ihm führt, nimmt er nur nebenbei mit, als eine amüsante Würze seiner platten Genüsse. Berechtigter Zweifel obwaltet darüber, ob beispielsweise unter den 1003 Vertreterinnen Spaniens auch nur drei ihre Aufnahme in das Register der Existenz des Registers verdanken, will sagen, ob Don Juan auch nur in drei Fällen durch das innerliche Bedürfnis zur Anlegung oder Weiterführung des Registers zu seinem Vorgehn bewogen worden ist, wie etwa heute zahllose Großtaten der Kunst, der Wissenschaft, des täglichen Lebens ihre Entstehung dem Gedanken an das Tagebuch oder die Zeitung – das Tagebuch der Allgemeinheit – verdanken. Das Register war nie *causa finalis*, es spielte beim Zustandekommen der in Frage stehenden Innervationsakte im Parallelogramm der psychischen Kräfte höchstens die Rolle eines adminikulierenden Akzidentale, eines begleitenden positiven Motors. Damit ist Don Juan für uns erledigt.

Umso interessanter wird das Verhalten Leporellos. Er nimmt an sinnlichen Genüssen mit, was vom Tische seines Herrn fällt, ein paar Mädchen, ein paar saftige Brocken, im übrigen akkompagniert er seinen Herrn. Das tut ein Buribunke nicht, denn der Buriburike ist unbedingt und absolut sein eigener Herr, er ist er selbst. Jedoch erwacht in Leporello allmählich der Wunsch, in der Weise an dem Erlebnis seines Herrn teil-

\*) Insofern könnte man sagen, Don Juan sei kein Wiederkäuer des Erlebten, wenn man nämlich der buribunkischen Tagebuchführung den Vorwurf machen wollte, sie sei eine Art geistigen Wiederkauens. Doch ist die Haltlosigkeit eines derartigen Vorwurfs leicht darzutun, weil der tagebuchführende Buribunke eben nichts vorher erlebt, sondern das Erlebnis gerade in der Eintragung ins Tagebuch und dessen Publikation besteht. Von Wiederkauen zu reden ist daher geradezu widersinnig, da kein Kauen vorhergegangen ist.

zunehmen, daß er es aufschreibt, Notiz davon nimmt und in diesem Augenblick beginnt die Morgendämmerung des Buribunkentums. Durch einen vorbildlichen Kunstgriff schwingt er sich über seinen Herrn, und wenn er schon nicht Don Juan selbst wird, so wird er eben mehr als das, er wird aus seinem elenden Diener zu seinem Biographen. Er wird Historiker, er schleppt ihn vor die Schranken der Weltgeschichte, das heißt des Weltgerichts, um dort als Advokat oder Ankläger aufzutreten, je nach dem Ergebnis seiner Beobachtungen und Deutungen.

Ist sich Leporello nun aber wirklich dessen bewußt gewesen, daß er mit seinem Register den ersten Schritt zu einer riesenhaften Entwicklung getan hat? Ganz gewiß nicht. Wir wollen den mächtigen Anlauf, der in dem Registerchen des armen Buffo liegt, nicht verkennen, aber als einen bewußten Buribunken können wir ihn unter keinen Umständen ansprechen – wie sollte er auch dazu kommen, er, der arme Sohn jenes schönen aber kulturell so rückständigen Landes, in dem der Terror päpstlicher Inquisition den letzten Rest von Intelligenz zerstampft und zernichtet hat. So war es ihm nicht vergönnt, seine trotz alledem bedeutende geistige Leistung zu fruktifizieren, er hat den Schrein mit Kostbarkeiten in der Hand, aber es fehlt ihm der Schlüssel. Er hat das Wesentliche nicht begriffen und die Zauberformel, die den Weg zu allen Schätzen Aladins öffnet, nicht ausgesprochen. Es fehlte ihm das Bewußtsein der höhern Bewußtheit des Schreibenden, das Bewußtsein, Verfasser eines Stückes Weltgeschichte und damit Beisitzer beim Weltgericht geworden zu sein, ja, das Urteil dieses Weltgerichts in der Hand zu haben, weil er durch

seine schriftlichen Dokumente Beweise beibrachte, die hundert mündliche Zeugenaussagen nicht zu widerlegen imstande sind. Hätte Leporello den starken Willen zu dieser Macht gehabt, hätte er den fabelhaften Sprung gewagt, eine autarkisch schreibende Persönlichkeit zu sein, so hätte er zunächst seine eigene Biographie geschrieben, er hätte sich selbst zum Helden gemacht und statt des so viele oberflächliche Gemüter faszinierenden, leichtfertigen Kavaliere hätten wir wahrscheinlich das imponierende Bild eines überlegenen Managers, der die buntfarbige Marionette Don Juan an den Fäden seiner überlegenen Geschäftskennntnis und Intelligenz herumzieht. Aber statt die Feder in die Faust zu nehmen, ballt der arme Teufel die Faust in der Tasche.

Die völlige Unzulänglichkeit der Leporelloschen Registerführung tritt uns bei näherer Betrachtung in unzähligen Mängeln entgegen. Er reiht eine Photographie an die andre, nirgends findet sich ein Versuch, aus dem heterogenen Diskontinuum der aufeinanderfolgenden Verführungen ein homogenes Kontinuum zu gestalten, das geistige Band fehlt, die Darstellung der Entwicklung. Wir spüren nichts von einem Nachweis gesetzmäßiger Zusammenhänge, von den seelischen, klimatischen, wirtschaftlichen soziologischen Bedingtheiten der einzelnen Vorgänge, nichts von einer ästhetischen Feststellung der auf- oder absteigenden Kurve in der Geschmacksentwicklung Don Juans. Auch von dem spezifisch historischen Interesse an der Individualität des einzelnen Vorgangs oder der einzelnen Persönlichkeit ist nichts zu merken. Seine Interesselosigkeit ist ganz unbegreiflich, er äußert nicht einmal irgendwelche Bestürzung, wenn er täglich sieht, wie die geniale

Sexualität seines Herrn, statt in die rationellen Bahnen zweckbewußter Bevölkerungspolitik geleitet zu werden, in planlosem Dahinsausen verpufft. Noch weniger zeigt sich ein Bestreben nach zuverlässiger Detailforschung, nirgends geht er den tiefern Zusammenhängen der einzelnen Verführung nach, nirgends finden sich sozialwissenschaftlich brauchbare Angaben über Stand, Herkunft, Alter und so weiter der Opfer Don Juans, sowie über ihr Vorleben – höchstens die für eine anspruchsvollere wissenschaftliche Bearbeitung doch wohl allzu summarische Bemerkung, daß sie »jeden Standes, jeder Form und jeden Alters« gewesen seien. Auch darüber, ob diese Opfer sich etwa später zu einer größeren, gemeinschaftlichen Massenaktion und gegenseitiger ökonomischer Unterstützung zusammengefunden haben – was bei der großen Zahl zweifellos das einzig Sachgemäße gewesen wäre – hören wir nichts. Es fehlt natürlich auch jede statistische Gliederung innerhalb der einzelnen Zahlen, die bei einer so hohen Ziffer wie 1003 doch so nahe lag, es fehlt erst recht eine Andeutung darüber, in welcher Weise sich die in so zahlreichen Fällen notwendig gewordene soziale Fürsorge der verlassenen Mädchen angenommen hat. Natürlich auch keine Ahnung des Gedankens, angesichts dieser brutalen Ausbeutung der sozialen Überlegenheit des Mannes gegenüber den wehrlosen Frauen sei die Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts eine Forderung handgreiflichster Gerechtig-

keit. Nach den großen Gesetzen der Entwicklungen des Gesamtseelenzustandes, des Subjektivismus der Zeit, des Grades ihrer Reizsamkeit fragen wir vergebens. Mit einem Wort, das Unzulängliche, hier wirds Ereignis. Die Unmenge dringender wissenschaftlicher Fragen stößt bei Leporello auf taube Ohren – zu seinem eigenen Schaden, denn er muß seine Taubheit vor der Geschichte teuer bezahlen. Weil er, auf die fragenden Stimmen nicht achtend, nicht wenigstens eine einzige der Untersuchungen angestellt hat, zu der sich heute auch der unreifste stud. phil. die Gelegenheit wohl kaum hätte entgehen lassen, deshalb ist er auch nicht zum Bewußtsein seiner eigenen Persönlichkeitsbedeutung gekommen. Die tote Materie ist von der Geistestätigkeit ihres Bearbeiters nicht besiegt worden, und die Theaterzettel an den Plakatsäulen lauten immer noch: Don Juan, der bestrafte Wüstling und nicht: Leporellos Erzählungen.

Lassen wir also den braven Buffo auf sich beruhen und wenden wir uns zu den Vertretern der in logischer Folge aufsteigenden Entwicklung des Buribunkentums. Es versteht sich von selbst, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die Tagebücher führten und ein Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Geschichte hatten. Marc Aurels Aufzeichnungen sind in diesem Zusammenhang genannt worden\*) und selbst auf die Konfessionen des August-

\*) Ulrich Finning, die Uranfänge des Buribunkentums, Halle a. d. S., 1912, S. 208 (»Ein schwacher Keim echt buribunkischen Geistes weht bereits durch die Blätter dieses edeln Philosophen im Kaisermantel«). Infolge der neuerdings so häufig zu beobachtenden Vorliebe der Herren Autoren für ihren Helden vermag auch F. sich nicht zu der Erkenntnis durchzuringen, daß Marc Aurels Aufzeichnungen gänzlich untergehen in moralisierend autopädagogischen Konstruktionen, welche die Lektüre des Ganzen für den Buribunkologen zu einer harten Geduldssprobe machen.

tinus\*) ist jemand verfallen, ohne zu ahnen, daß wir in solchen katholisierenden Trivialitäten nur die Phosphoreszenz eines Bündels afrikanisch-europäischer Rassenmischung vor uns haben, das in dekadenter Resignation einen letzten biologischen Notbehelf in krankhafter Anklammerung an einen Gott und in unmännlicher Selbstzerknirschung findet. Weit verständlicher ist es, hier den älteren Plinius\*\*) zu nennen, aus dessen Leben in der Tat manche Einzelheit (er las, wenn er nicht schrieb und schrieb, wenn er nicht las) eminent buribunkisch anmutet. Ein gar nicht übles Anzeichen des neuen Geistes beobachten wir auch in Richard Wagners Selbstbiographie, wo der Meister erzählt, er habe die Einsamkeit ohne lebhaftere Korrespondenz nicht ertragen und von einer Postbestellung auf die andre gewartet. Aber die eigentliche Entwicklung setzt doch erst und hier sofort in weitestem Ausmaß mit dem großen Ferker ein. Erst Ferker machte das Tagebuch zu

einer ethisch-historischen Möglichkeit; ihm gebührt das Erstgeburtsrecht im Reiche des Buribunkentums. Sei dir selbst Geschichte! Lebe, daß jede deiner Sekunden in deinem Tagebuch eingetragen werden und deinem Biographen in die Hände fallen kann! Das waren, in einem Munde, wie dem Ferkers, große und starke Worte, wie sie die Menschheit bisher nicht vernommen hatte. Ein Weltbund zur Verbreitung seiner Ideen, der mit großem Geschick organisiert war und dem eine intelligente Presse zur Verfügung stand, bahnte diesen Gedanken den Weg bis in die letzten Winkel der entlegensten Dörfer. Es ist kein Dörflein so klein, ein Hammerschmied muß drinnen sein, so hieß es in dem alten Volkslied; heute dürfen wir mit Stolz sagen, daß kein Dörflein so klein ist, daß nicht ein Hauch buribunkischen Geistes darin webe. Der gewaltige Mann\*\*\*), der wie ein Generalstabschef über den Tausenden von Hilfskräften thronte, den enormen Be-

\*) P. Expeditus Schultze, War Augustinus ein moderner Schriftsteller? Köln 1911, S. 385. Meiner Ansicht nach geht Sch. in seiner Nachsicht mit Augustinus viel zu weit. Natürlich wird kein billig denkender Forscher von einem Schriftsteller des 4. Jahrhunderts die Höhe des geistigen Niveaus unserer Zeit verlangen, aber diese Entschuldigungsgründe dürfen doch nicht dazu mißbraucht werden, alle wesentlichen Anforderungen preiszugeben. Wir würden ja sonst dahin kommen, alle Menschen, von denen wir schriftlich fixierte Äußerungen haben, für Buribunken zu erklären, sogar Pythagoras mit seiner so antiburibunkischen Schweigepflicht. – Bis zum Anachronistischen antiquiert ist auch die Bemerkung von H. Reuter, Augustinische Studien, Gotha 1887, S. 4: »Daß Augustin unmittelbar nach den Tagen der Bekehrung diese zum Gegenstand der Reflexion gemacht haben sollte, ist schon aus psychologischen Gründen unwahrscheinlich. Prozesse dieser Art üben wohl tatsächlich eine das weitere innere Leben durchziehende Nachwirkung aus; aber zu einer kritischen Analyse des eigenen Selbstbewußtseins ... zu einer diesem Interesse entsprechenden schriftstellerischen Darlegung pflegen die Beteiligten sich nicht aufgefordert zu fühlen. Weder von Paulus, noch von Luther noch von Calvin ist das bekannt.« Dieser naiven Psychologie R.'s gegenüber können wir uns eines Lächelns nicht erwehren; der H. Bahrsche Roman »Himmelfahrt« und die umfassende schriftstellerische Darlegung von Bahrs neuerlicher Bekehrung führt sie glatt ad absurdum.

\*\*) Kuno Lifschitz, zur Methodologie der Buribunkologie, Berlin 1909, S. 52.

\*\*\*) Hierüber herrscht eine seltene Einmütigkeit in allen in Betracht kommenden Dokumenten. »Einen fixen Kerl« nennt ihn Maximilian Sperling in seinem Tagebuch (Sperlings Tagebücher, herausgegeben von Alexander Bumkotzki, XII. Bd., Breslau 1909, S. 816. Ein »fabelhafter Bursche«, Theo Timm in seinem Brief vom 21. 8. an Kurt Stange (Timms

trieb mit sicherer Hand lenkte, bald die Kolonnen der Forscher an eine bedrohte Stelle warf, bald die Eingrabung in schwierige Probleme durch vorarbeitende Dissertationen mit unerhörter Strategie leitete, diese ungeheure Persönlichkeit hatte einen wahrhaft sensationellen Entwicklungsgang hinter sich. Als Sohn kleiner Leute geboren und auf der lateinlosen Realschule seines Heimatstädtchens herangewachsen, wurde er der Reihe nach Dentist, Buchmacher, Redakteur, Tiefbauunternehmer in Tiflis, Sekretär der Zentralstelle internationaler Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs an der Adria, Kinobesitzer in Berlin, Reklamechef in San Franzisko, schließlich Dozent für Reklamewesen und Arrivistik an der Handelshochschule in Alexandria. Dort erfolgte auch die Feuerbestattung und die im größten Stil veranstaltete, von ihm selbst testamentarisch genau geregelte Verwertung seiner Asche zur Herstellung von Druckerschwärze, von der ein kleiner Teil allen Druckereien der Erde übersandt wurde. Durch Flugschriften und Lichtreklamen wurde dann die gesamte zivilisierte Menschheit über diesen Vorgang belehrt und mit nicht zu überbietender Eindringlichkeit ermahnt, sich stets vor Augen zu halten, daß in jedem der Milliarden Buchstaben, die das Auge im Laufe der Jahre treffen, ein Atom der

Asche des unsterblichen Mannes enthalten sei. So kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn; er sicherte sich, auch im Tode noch ein Genie der Tatsächlichkeit, durch eine großartige, ich möchte sagen, antimetaphysisch-positive Gebärde das Fortleben im Andenken der Menschheit, das allerdings noch weit solider gesichert ist durch die Bibliothek von Tagebüchern, die er zum Teil schon zu Lebzeiten veröffentlicht hat, zum Teil nach seinem Tode hat herausgeben lassen. Denn in jedem Augenblick seines bewegten Lebens weiß er sich Auge in Auge mit der Geschichtsschreibung oder der Presse, mitten in den nervenpeitschenden Ereignissen kurbelt er mit kühler Gelassenheit die wechselvollen Filmbilder in sein Tagebuch, um sie der Geschichte einzuverleiben. Dank dieser Vorsicht, dank aber auch der daran anknüpfenden selbstlosen Forscherarbeit sind wir über fast jede Sekunde aus dem Leben des Helden unterrichtet.

Wir gehn auf dessen Einzelheiten hier nicht ein,\*) denn uns interessiert nur der spezifisch buribunkische Seelenzustand in seiner historischen Steigerung allmählich sich entwickelnder seelischer Intensität. Wir sehn ein wildbewegtes, von nervenpeitschenden Erlebnissen erfülltes Leben, ohne die stupide Genußsucht eines Don Juan, im vollen Bewußt-

Briefe, herausgegeben von Erich Veit, XXI. Bd., Leipzig 1919, S. 498). »Ich finde ihn glänzend«, schreibt Mariechen Schmirrwitz in ihrem Tagebuch (herausgegeben von Wolfgang Huebner, Bd. IV., Weimar 1920, S. 455). „Er ist enorm, nehmt alles nur in allem“, ruft Oskar Limburger begeistert nach dem ersten Zusammentreffen aus (Erinnerungen aus meinem Leben, herausgegeben von Katharina Siebenhaar, Stuttgart 1905, S. 87). Eine »dämonische Natur«, schreibt Prosper Loeb, Königsberg 1899, S. 108. Ein »dolles Haus«, Knut vom Heu in den Briefen an seine Braut (herausgegeben von ihrem Sohn Filip, Frankfurt a. M. 1918, S. 71) usw.

\*) Vgl. vor allem die immer noch maßgebende Ferkerbiographie von Pielentpiep in 200 Bänden, ein Werk edelster buribunkologischer Observanz. Ferner John Puffke, Ferkers Maul, Göttingen 1898, S. 35ff. (tüchtige Arbeit!); Emil Sterker, Unser Ferker, Nr. 78029 der Sammlung »Geisteshelden«, Leipzig 1900; Gustav Maria Adolf Mayer, Ferkers Tätig-

sein der eignen Wildbewegtheit, ich möchte fast sagen der eigenen Modernität, ja Bühnengerechtigkeit, dessen Selbstbewußtheit damit beginnt, unter grundsätzlichem Verzicht auf alle Ideologie dennoch darüber zu staunen, was das Leben für eine – in dem drastischen Ton der Zeit gesprochen – »dolle Sache« ist. Dieses Sich-selbst-als-Gegenstand-des-Interesses-Wissen (künstlerischen, wissenschaftlichen, historischen Interesses) dieses äußerste Selbstgefühl in unauflösbarer Verbindung mit dem völligen Untergehn in der Gemeinschaft, das sind die charakteristischen Linien des großen Lebens. In schärfster Ablehnung jedes Gedankens an ein Tagebuch hatte Ferker sich anfangs rücksichtsloser Arbeit und gedankenlosem Selbstgenuß gewidmet, nachdem er bereits als 7jähriger Zögling der lateinlosen Realschule von tiefem Abscheu vor jeder Ideologie erfüllt war. So berechtigt dieser Abscheu, war, so führte er doch zunächst zu einer unbilligen Ignorierung der faktischen Bedeutung des Geistigen. Bis die Logik der Tatsachen auch diesen Saulus zu einem Paulus machte und ihn mit der sanften Gewalt historischer Erfahrung zu der Einsicht drängte, die das Ei des Kolumbus zum Stehn bringt: all die große Betriebsamkeit, der unermüdlische Verwertungstrieb, der expansive Trieb zum Betriebe, sie lassen sich, unangetastet, ohne den mindesten Verlust an Kraft und Intensität, überleiten

ins Geistige, ins Ethische. Damit war nicht nur der Mensch Ferker ethisch gehoben, sondern auch der ungeheuerlichste Fortschritt der Wissenschaft erzielt und ein prachtvolles Beispiel für die Wahrheit erbracht, daß ein Fortschritt der Menschheit nur dann zu erwarten ist, wenn jeder nur an sich denkt und das andre sich selbst überläßt. Jetzt erst sind wir in der Lage, das ausschlaggebende Verdienst des genialen Mannes historisch zu definieren: er hat nicht nur die weit umgestaltende Idee des modernen Großbetriebs für die menschliche Geistestätigkeit nutzbar gemacht, ohne den Boden des sittlichen Ideals zu verlassen; er hat nicht nur, durch sein Leben dartuend, daß man eine zielbewußte Karriere machen und doch ein ethisch vollwertiger Geist sein kann, unter Aufhebung eines lebensfeindlichen Dualismus Geist und Materie verbunden, sowie die für die Geistesverfassung des zwanzigsten Jahrhunderts unmöglichen Konstruktionen theologisierender Metaphysik durch einen sieghaften neuen Idealismus beseitigt; er hat, und das ist das Wesentliche, unter strengster Beibehaltung eines ausschließlichen Positivismus und eines unbeirrten Nichts-als-Tatsachen-Glaubens eine Form zeitgemäßer Religiosität gefunden. Und die geistige Region, in der die Synthese dieser zahlreichen widersprechenden Elemente, dieses Knäuels negierter Negationen vor sich geht, dieses Un-

keit als Buchmacher, Hamburg 1892; Max Hirschberg, Ferkers Stuhlgang, Wiesbaden 1913; Aenne Schwitz, Ferker und wir Frauen, Marburg a. d. L. 1910 (mit interessanter psychologischer Einfühlung!); Eduard Fuchs, Ferker in der Karrikatur München 1914; Florence Marson Cassel, Is there a real Ferker Problem, New-York 1913; Gaston Maquaque, Ferker et le Ferkerianisme, Lyon 1912; Heinrich Ritter von Kistemaker, Ferker als Dentist (mit wichtigen Zusammenstellungen seiner Klientenlisten) in dem 253. Sitzungsbericht der Buffka vom 15. November 1911. Mehr popularisierend und pädagogisch: Herbert Eulenbergs Schattenbild »Ferker« in seiner ausgezeichneten Sammlung Schattenbilder, Berlin 1912; Maria Züttkemaier, Was erzähle ich meinen Kleinen von Ferker? Paderborn 1910; Richard Knorpe, Ferker in der Volksschule, Jena 1907.

erklärliche, Absolute, Schlechthinige, das zu jeder Religiosität gehört, das ist eben nichts anderes als das Buribunkische.

Kein Buribunkologe, der gleichzeitig selbst ein echter Buribunke ist, wird den Namen eines solchen Mannes ohne tiefste Ergriffenheit nennen. Das müssen wir mit kräftigster Unterstreichung vorausschicken. Denn wenn wir uns im folgenden in der kritischen Einordnung des Helden mit den Auffassungen verdienstvoller Ferkerforscher in Widerspruch setzen, so möchten wir das nicht tun ohne nachdrücklichen Protest gegen das Mißverständnis, als verkänten wir die ungeheuern Impulse, die von Ferker ausgegangen sind, und als wäre uns die volle Größe Ferkers noch nicht aufgegangen. Niemand kann mehr von ihr durchdrungen und erfüllt sein als wir. Und trotzdem ist er nicht der Held des Buribunkentums, ist er nur der Moses, der das gelobte Land schauen, aber noch nicht betreten durfte. Allzu fremdartige Elemente schwimmen noch als Fremdkörper in Ferkers doch wirklich rassigem Blut, immer noch werfen atavistische Reminiszenzen ihren Schatten auf große Perioden seines Lebens und trüben das reine Bild autarkischen Edelburibunkentums. Sonst wäre es auch nicht zu verstehen, daß der große Mann, an seinem innersten Ich irre werdend, sich dazu verstand, kurz vor seinem Tode nicht nur überhaupt eine bürgerlich-kirchliche Ehe einzugehen, sondern sogar die eigne Haushälterin zu heiraten, eine Frau, von der wir wissen, daß sie eine gänzlich ungebildete, ja analphabetische Person war, die schließlich, wie sie überhaupt die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit

beengt hat, in frömmelnder Bigotterie noch die Feuerbestattung zu verhindern suchte. Es braucht nicht wiederholt zu werden, daß unsre buribunkologische Disziplin uns auch diesem Faktum gegenüber nicht verlassen darf. Wir sind, da uns nichts Menschliches fremd ist, in der Lage, selbst derartige Perversionen des menschlichen Herzens zu verstehen und demgemäß sine ira et studio in das Buch der Geschichte einzutragen. Immerhin muß aber betont werden, daß dieser Punkt, den die Ferkerologen mit einem erklärlichen Schweigen als ein pudendum behandeln – als ob es in der Buribunkologie pudenda gäbe! – in den Tagebüchern Ferkers nicht einmal andeutungsweise behandelt wird. Wir wissen aus einwandfreier Quelle,\*) daß er sich vor dem Tode gefürchtet hat; auch darüber hat er, sowenig wie über die Motive der Eheschließung, eine Tagebuchnotiz nicht hinterlassen. Wir stehen vor einem Rätsel.

Die einzig denkbare Lösung der Frage enthält wiederum den Keim zu neuen Fragen. Denn ob Ferker die Haushälterin in einer auf seine neuropsychopathologische Veranlagung zurückzuführenden Depression geheiratet hat, oder ob die neuropsychopathologische Erkrankung die Folge seiner Ehe ist, darüber sind wir wegen des beklagenswerten Mangels jeglicher Tagebucheintragung auf bloße Vermutungen angewiesen. Manches spricht für die erste Vermutung, denn wenn die neuropsychopathologische Veranlagung nicht vorhanden gewesen wäre, so müßte ja mindestens eine Andeutung über den herannahenden Entschluß zur Ehe in

\*) Aus den Memoiren von Ferkers Hausarzt, Dr. Friedlieb (herausgegeben von seiner Tochter Erika, Kairo 1899, Bd. VII, S. 95).

den Tagebüchern zu finden sein.\*) Gerade daß hier die sonst so sichere Linie der charakterologischen Eindeutigkeit durch eine handgreifliche Inkommensurabilität unterbrochen wird, legt den Schluß nahe, daß die psychische Abnormität in der Richtung lag, die seelischen Leiden, statt sie niederzuschreiben und durch eine Publikation abzureagieren, in sich zu verschließen und dort die Giftträume atavistischer Todesangst und moralischer Verpflichtungsgefühle erzeugen zu lassen. Was heute jedem von uns geläufig ist, die geistig-seelischen Kämpfe und Krämpfe, die uns in unsrer freien Schaffensfreude beeinträchtigen, eben zum Objekt der Schaffensfreude zu machen, das hatte Ferker noch nicht mit der unbedingt erforderlichen Entschiedenheit erkannt. Eben dies war der Grund, aus dem selbst er strauchelte und in unerträglicher Inkonsequenz der alten Zeit noch einmal gestattete, ihr Haupt zu erheben. Die Inkonsequenz überwunden und das Buribunkentum in ätherklarer Reinheit zu historischer Tatsächlichkeit gestaltet zu haben, ist das Werk Schnekkes.

Als vollausgereifte Frucht edelsten Buribunkentums fiel dieser Genius vom Baum seiner eigenen Persönlichkeit. Bei Schnekke finden wir auch nicht das leiseste Straucheln mehr, keine noch so geringe Abweichung von der edelgeschwungenen Linie des Ur-Buribunkischen. Er ist nichts mehr als Tage-

buchführer, er lebt für das Tagebuch, er lebt in und vom Tagebuch, und wenn er endlich auch Tagebuch darüber führt, daß ihm nichts mehr einfällt, was er ins Tagebuch schreiben könnte. Auf einer Ebene, wo das in eine dinghafte Du-Welt sich projizierende Ich mit gewaltigem Rhythmus in das Welt-Ich zurückströmt, ist in der absoluten Hingabe aller Kräfte an das innerste Selbst und seine Identität die höchste Harmonie errungen. Weil hier Ideal und Wirklichkeit in unerhörter Vollendung verschmolzen, fehlt jede partikuläre Besonderheit, die das Leben Ferkers so sensationell gestaltete, die aber für eine auf Wesentliches gerichtete Betrachtung vielmehr ein Bedenken als ein Lob bedeutet. Schnekke ist in noch höherm Sinne Persönlichkeit als Ferker, und gerade deshalb ist er ganz untergegangen in der unauffälligsten Geselligkeit, seine ausgeprägte Eigenart, sein in extremer Eigengesetzlichkeit schwingendes Ich ruht in einer unausgeprägten Allgemeinheit, in einer gleichmäßigen Farblosigkeit, die das Resultat des opferwilligsten Willens zur Macht ist. Hier ist die letzte, die absolute Höhe erreicht, und wir haben keinen Rückfall wie bei Ferker mehr zu befürchten.\*\*\*) Das Reich des Buribunkentums ist errichtet. Denn mitten in seinen ununterbrochenen Tagebüchern fand Schnekke bei seinem starken Allgemeingefühl und seinem universellen Instinkt Gelegenheit, das Tage-

\*) F. Rappaport, Ferker als Psychopath, Genf 1908 (hochinteressante Arbeit, aber seinem Gegenstand doch wohl nicht ganz gewachsen), ferner F. Scheiner, Ferker und die Ehe, Leipzig 1900. Sch's Annahme, die Haushälterin habe alle Ferkers Ehe betreffenden Tagebuchnotizen unterdrückt, halte ich für unbewiesen, da die Haushälterin weder lesen noch schreiben konnte, wie sich aus ihren von Boldt (München 1911) herausgegebenen Schulzeugnissen ergibt.

\*\*) Welch ein Unterschied zwischen Ferkers und Schnekkes Verhalten gegenüber Frauen! Nie taucht bei Schnekke der Gedanke an kirchliche Ehe auf, er erkennt sie mit instinktiver Gewißheit als eine Kugel am Bein seiner Genialität und weiß sich ihr trotz seiner zahlreichen zu innerer Definitivität gediehenen erotischen Beziehungen stets mit nachwandlerischer Sicher-

buch aus der verengenden Verknüpfung mit der Einzelperson zu lösen und zu einem Kollektivorganismus zu gestalten. Die großzügige Organisation des obligatorischen Kollektivtagebuchs ist sein Werk. Dadurch hat er die äußern Bedingungen für eine buribunkische Innerlichkeit gesetzt und gesichert, hat er das rauschende Chaos unverbundenen Einzelburibunken-tums zu der tönenden Vollendetheit eines buribunkischen Kosmos emporgeführt. Gehn wir den großen Linien dieser soziologischen Architektur nach.

Jeder Buribunke wie jede Buribun-kin ist verpflichtet, für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch zu führen. Die Tagebücher werden mit einer Kopie täglich abgeliefert und kommunalverbandweise vereinigt. Die gleichzeitig vorgenommene Sichtung erfolgt sowohl nach Art eines Sachregisters wie nach dem Personalprinzip. Unter strengster Wahrung der an den einzelnen Eintragungen bestehenden Urheberrechte werden nämlich nicht nur die Eintragungen erotischer, dämoni-scher, satirischer, politischer und so weiter Natur zusammengefaßt, sondern auch die Verfasser distriktsweise katalogisiert. Die alsdann vorgenom-mene Sichtung in einem Zettelkatalog ermöglicht es infolge eines scharf-sinnigen Schemas, sofort die jeweils interessierenden Verhältnisse der ein-zelnen Personen zu ermitteln. Wollte zum Beispiel ein Psychopologe sich dafür interessieren, welche Träume eine

bestimmte Klasse von Buribunken während ihrer Pubertätszeit gehabt hat, so könnte das einschlägige Mate-rial an der Hand der Zettelkataloge in kürzester Zeit zusammengestellt wer-den. Die Arbeit des Psychopathologen würde ihrerseits aber ebenfalls wieder der Registrierung unterliegen, so daß etwa ein Historiker der Psychopatho-logie in wenigen Stunden zuverlässig ermitteln kann, welche Art psychopathologischer Studien bisher betrie-ben wurde und gleichzeitig – das ist der größte Vorteil der Doppelreg-istrierung – aus welchen psychopathologischen Motiven diese psychopathologischen Studien zu erklären sind. Die so geordneten und gesichte-ten Tagebücher werden in regel-mäßigen Monatsberichten dem Chef eines Buribunkendepartements vorge-legt, der auf diese Weise eine ständige Kontrolle über den Gang der psychi-schen Entwicklung seiner Provinz hat und seinerseits einer Zentralinstanz berichtet, die, unter gleichzeitiger Publikation in der Esperantosprache, Gesamtkataloge führt und dadurch in der Lage ist, das gesamte Buribunken-tum buribunkologisch zu erfassen. Regelmäßige gegenseitige photo-graphische Aufnahmen und Filmdar-stellungen, ein reger Tagebuchaus-tauschverkehr, Vorlesungen aus Tage-büchern, Atelierbesuche, Konferen-zen, Zeitschriftengründungen Fest-spielaufführungen mit vorhergehen-den und nachfolgenden Huldigungen für die Persönlichkeit des Künstlers, kurz zahlreiche zweckent-

heit zu entziehen. Immer bleibt er sich bewußt, was er der freien Entwicklung seiner Einzig-keit schuldig ist und beruft sich mit Recht auf Ekkehard, wenn er in sein Tagebuch schreibt, die Ehe hindere seine wesentliche Ichheit. Allerdings dürfen wir nicht übersehn, welch mächtiger Fortschritt aber auch auf Seiten der Frauen von Ferker bis Schnekke zu verzeichnen ist. Bei Schnekke findet sich keine Analphabetin mehr, keine, die in kleinbürgerlicher Lächerlichkeit den Anspruch erhöhe, dem Bedürfnis des Genies nach Hemmungslosigkeit hemmend in den Weg zu treten, keine, die nicht stolz gewesen wäre, einem Schnekke als Anregungspunkt seiner Künstlerschaft gedient und darin den edelsten Lohn ihrer Weiblichkeit genossen zu haben.

sprechende Vorkehrungen sorgen dafür, daß das Interesse des Buribunken an sich selbst und am Buribunkischen nicht erstarrt; sie verhindern auch ein schädliches, gesellschaftswidriges Abschweifen des Interesses, weshalb nicht zu befürchten ist, es könnte das erhabene Kreisen dieser buribunkischen Welt jemals ein Ende nehmen.

Allerdings äußert sich auch hier, wenn auch nur selten, ein rebellischer Geist. Aber es ist zu beachten, daß in dem Reich der Buribunken eine unbegrenzte, alles verstehende, nie sich entrüstende Toleranz und der höchste Respekt vor der persönlichen Freiheit herrschen. Keinem Buribunken ist es irgendwie benommen, seine Tagebucheintragungen in völliger Zwanglosigkeit vorzunehmen. Er darf nicht nur ausführen, daß ihm die geistige Kraft zu Eintragungen mangle, und daß ihm nur die Trauer über den Mangel an Kraft die nötige Kraft gebe; das ist sogar eine sehr beliebte Form der Eintragungen, die besonders anerkannt und hochgeschätzt wird. Er kann auch, ohne den leisesten Druck befürchten zu müssen, notieren, daß er das Tagebuch für eine sinnlose und lästige Institution halte, für eine alberne Schikane, für einen lächerlichen Zopf, kurz, es ist ihm nicht verwehrt, die stärksten Ausdrücke zu gebrauchen. Denn die Buribunken wissen wohl, daß sie den Lebensnerv ihres Daseins verletzen würden, wenn sie die unbedingte Freiheit der Meinungsäußerung antasteten. Es besteht sogar eine angesehene Vereinigung, die es sich zur Aufgabe macht, das Antiburibunkentum buribunkisch zu erfassen, wie

ja auch ein eigener Betrieb eingerichtet ist, um den Ekel und Abscheu vor dem Betrieb und sogar den Protest gegen die Pflicht zum Tagebuch in eindrucksvollen Eintragungen zur Geltung zu bringen. Und in periodischen Zeiträumen, wenn die Tagebucheintragungen einer gewissen Einförmigkeit zu unterliegen drohen, veranstalten die Buribunkenführer eine Strömung, die für eine Hebung des individuell-persönlichen Charakters gewöhnlich mit großem Erfolg Sorge trägt.\*) Der Gipfelpunkt dieser Freiheitlichkeit liegt jedoch darin, daß es keinem Buribunken verboten ist, in sein Tagebuch zu schreiben, daß er sich weigere, Tagebuch zu führen.

Selbstverständlich geht diese Freiheit nicht bis zu anarchischer Zügellosigkeit. Jede Eintragung der Weigerung, Tagebuch zu führen, muß ausführlich begründet und dargelegt werden. Wer, statt zu schreiben, daß er sich weigere, das Schreiben wirklich unterläßt, macht von der allgemeinen Geistesfreiheit einen falschen Gebrauch und wird wegen seiner antisozialen Gesinnung ausgemerzt. Das Rad der Entwicklung geht schweigend über den Schweigenden hinweg, es ist von ihm nicht mehr die Rede, er kann sich infolgedessen auch nicht mehr zur Geltung bringen, bis er schließlich, von Stufe zu Stufe sinkend, in der untersten Klasse gezwungen ist, die äußern Bedingungen für die Möglichkeit des Edelburibunkentums zu setzen, also beispielsweise das Büttenpapier, auf dem die wertvollsten Tagebücher gedruckt werden, mit der Hand zu schöpfen... Das ist eine strenge, aber vollkommen naturgemäße Selektion der

\*) In diesem Zusammenhang verdienen die tapfern neoburibunkischen Bestrebungen besondere Beachtung; sie haben zu der periodisch wiederholten Preisaufgabe »Welche wirklichen Fortschritte hat das Buribunkentum seit Ferker gemacht?« und zu einer kräftigen Aktion für diesen Fortschritt geführt.

Bessern, denn wer den geistigen Kampf der Tagebücher nicht besteht, bleibt schnell in der Entwicklung zurück und gerät unter die Masse derer, die jene äußern Bedingungen herbeischaffen; er ist infolge dieser körperlichen Arbeiten, Handreichungen und so weiter auch nicht mehr in der Lage, jede Sekunde seines Lebens buribunkologisch auszunützen, und so erfüllt sich sein Schicksal mit unerbittlicher Konsequenz. Da er nicht mehr schreibt, kann er sich gegen etwaige Unrichtigkeiten, die seine Person betreffen, nicht mehr wehren, er bleibt nicht mehr auf dem Laufenden, er verschwindet schließlich von der Bildfläche der Monatsberichte und ist nicht mehr vorhanden. Als habe die Erde ihn verschlungen, kennt ihn niemand mehr, niemand erwähnt ihn in seinem Tagebuch, kein Auge sieht ihn, kein Ohr hört ihn, und sein Jammer mag noch so erschütternd sein und ihn zum Wahnsinn treiben, das ehrene Gesetz kennt keine Schonung gegen den Unwürdigen, der sich selbst ausgestoßen hat, sowenig wie die großen Naturgesetze der Selektion eine Ausnahme kennen.

So hoffen die Buribunken, durch unermüdliches, arbeitsfreudiges Schaffen eine solche Vollkommenheit ihrer Organisation zu erreichen, daß, wenn auch vielleicht erst in Hunderten von Generationen, eine unerhörte Veredelung gewährleistet ist. Kühne Berechnungen – gebe es die Entwicklung, daß sie sich nicht als Utopien erweisen! – sehen die Kultur bereits auf einer solchen Höhe, daß infolge der unendlichen Höherentwicklung bereits bei dem Buribunkenfoetus die Fähigkeit, Tagebuch zu führen, allmählich sich einstellt. Dann könnten die Foeten durch sinnreich zu konstruierende Kommunikationsmittel sich gegenseitig über ihre einschlägigen Wahrneh-

mungen unterrichten und somit, die letzten Geheimnisse der Sexualforschung entschleiern, die notwendige tatsächliche Grundlage für eine verfeinerte Sexualethik liefern. Das liegt freilich alles noch in weitem Felde. Historische Tatsächlichkeit aber ist, daß es bereits heute ein gewaltiges, in kompakter Masse organisiertes, aber gerade dadurch zum intensivsten Genuß der ureigensten Persönlichkeit gedrungenes, redendes, schreibendes, betrieblmachendes Buribunkentum gibt, das triumphierend in die Morgenröte seiner Geschichtlichkeit schreitet.

Grundriß einer Philosophie der Buribunken. – Ich denke, also bin ich; ich rede, also bin ich; ich schreibe, also bin ich; ich publiziere, also bin ich. Das enthält keinen Gegensatz, sondern nur die gesteigerte Stufenfolge von Identitäten, die sich in logischer Gesetzmäßigkeit über sich selbst hinaus entwickeln. Denken ist dem Buribunken nichts anderes als lautloses Reden; Reden nichts anderes als schriftloses Schreiben; Schreiben nichts anderes als antizipiertes Publizieren und Publizieren infolgedessen mit Schreiben identisch, bei so geringfügigen Unterschieden, daß sie ohne Gefahr vernachlässigt werden dürfen.

Ich schreibe, also bin ich; ich bin, also schreibe ich. Was schreibe ich? Ich schreibe mich selbst. Wer schreibt mich? Ich selbst schreibe mich selbst. Was ist der Inhalt meines Schreibens? Ich schreibe, daß ich mich selbst schreibe. Was ist der große Motor, der mich aus diesem selbstgenügsamen Kreis der Ichheit hinaushebt? Die Geschichte!

Ich bin also ein Buchstabe auf der Schreibmaschine der Geschichte. Ich bin ein Buchstabe, der sich selbst schreibt. Ich schreibe aber streng genommen nicht, daß ich mich selbst schreibe, son-

dern nur den Buchstaben, der ich bin. Aber in mir erfaßt, schreibend, der Weltgeist sich selbst, so daß ich, mich selbst erfassend, gleichzeitig den Weltgeist erfasse. Und zwar erfasse ich mich und ihn nicht etwa denkend, sondern – da im Anfang die Tat und nicht der Gedanke ist – schreibend. Das heißt: Ich bin nicht nur Leser der Weltgeschichte, sondern auch ihr Schreiber.

In jeder Sekunde der Weltgeschichte schnellen unter den schnellen Fingern des Welt-Ichs die Buchstaben von der Tastatur der Schreibmaschine auf das weiße Papier und setzen die historische Erzählung fort. Erst in der Sekunde, in welcher der einzelne Buchstabe aus der sinn- und bedeutungslosen Gleichgültigkeit der Tastatur auf die belebte Zusammenhangsfülle des weißen Blattes schlägt, ist eine historische Realität gegeben, erst diese Sekunde ist die Geburtsstunde des Lebens. Das heißt der Vergangenheit, denn die Gegenwart ist nur die Hebamme, die aus dem dunklen Leib der Zukunft die lebensvolle geschichtliche Vergangenheit entbindet. Solange sie nicht erreicht ist, liegt die Zukunft stumpf und gleichgültig da wie die Tastatur der Schreibmaschine, wie ein dunkles Rattenloch, aus dem eine Sekunde nach der andern wie eine Ratte nach der andern ins Licht der Vergangenheit tritt.

Was tut nun, ethisch betrachtet, der Buribunke, der in jeder Sekunde seines Lebens Tagebuch führt? Er entreißt der Zukunft jede Sekunde, um sie der Geschichte einzuverleiben. Vergewärtigen wir uns die ganze Großartigkeit dieses Vorganges: Von Sekunde zu Sekunde kriecht aus dem dunklen Rattenloch der Zukunft, aus dem Nichts dessen, was noch nicht ist, blinzelnd die junge Ratte der gegenwärtigen Sekunde,

um in der nächsten Sekunde leuchtenden Auges in die Realität des Geschichtlichen einzugehn. Während nun bei dem ungeistigen Menschen Millionen und Milliarden Ratten plan- und ziellos in die Unermeßlichkeit des Vergangenen hinausströmen, um sich darin zu verlieren, weiß der tagebuchführende Buribunke sie einzeln zu fassen und ihre übersichtlich geordnete Heerschar den großen Parade-marsch der Weltgeschichte aufführen zu lassen. Dadurch sichert er sich und der Menschheit das größtmögliche Quantum historischer Faktizität und Bewußtheit. Dadurch verliert die bange Erwartung der Zukunft ihren Schrecken, denn was auch immer eintreten mag, eines ist gewiß, daß keine der Zukunft enttauchende Sekunde verloren geht, daß kein Buchstabe der Schreibmaschine neben das Blatt geschlagen wird.

Der Tod des Einzelnen ist auch nur eine solche Rattensekunde, die ihren – fröhlichen oder traurigen – Inhalt nicht in sich hat, sondern erst durch die Geschichtsschreibung erhält. Nun fallen mir allerdings in der Rattensekunde meines Todes Feder und Tagebuch aus der Hand, und ich bin scheinbar nicht mehr aktiv beteiligt an dieser Geschichtsschreibung; das Essentielle des Tagebuchführens, der Wille zur Macht über die Geschichte, erlischt und räumt einem fremden Willen das Feld. Wenn wir hier von der pädagogischen Seite der Angelegenheit absehn, das heißt von der Nutzanwendung, keine Sekunde zu versäumen, um dadurch der kommenden Geschichtsschreibung unsern Willen zur Macht aufzuzwingen, so müssen wir gestehn, daß die Beendigung unsres Willens zur Geschichte sehr gegen unsern Willen eintritt, denn Wille zur Macht bedeutet doch wohl immer nur

Willen zur eigenen Macht, nicht zu der irgendeines Historikers der kommenden Jahrhunderte. Derartige Bedenken sind allerdings geeignet, schwere Verwirrungen anzurichten, und wir sahn ja schon, wie selbst bei dem großen Ferker die Furcht vor dem Tode einen für seinen historischen Ruhm geradezu katastrophalen Einfluß gehabt hat. Heute jedoch ist eine Verwirrung bei dem echten Buribunken kaum noch zu befürchten, dank der wachsenden Bewußtheit, deren Sonnenlicht die Bazillen der Todesfurcht vernichtet.

Wir durchschauen die Illusion der Einzigkeit. Wir sind die von der Hand des schreibenden Weltgeistes geschnellten Buchstaben und geben uns dieser schreibenden Macht mit Bewußtsein hin. Darin erblicken wir die wahre Freiheit. Darin finden wir aber auch das Mittel, uns an die Stelle des schreibenden Weltgeistes zu setzen. Die einzelnen Buchstaben und Worte sind ja nur die Werkzeuge der List der Weltgeschichte. Manches trotzige »Nicht«, das in den Text der Geschichte geworfen wird, fühlt sich stolz in der Opposition und hält sich für einen Revolutionär, wo es vielleicht doch nur die Revolution negiert. Aber dadurch, daß wir bewußt eins werden mit der schreibenden Weltgeschichte, begreifen wir ihren Geist, wir werden ihm gleich und – ohne aufzuhören geschrieben zu werden – setzen wir uns dennoch gleichzeitig als Schreibende. So überlisten wir die List der Weltgeschichte. Indem wir sie schreiben, während sie uns schreibt.

In der Erkenntnis, daß nur in der Geschichte die wahre Realität sei, suchen wir die reale Unsterblichkeit in der Geschichte. Nicht in irgendeiner Jenseitigkeit. Das Christentum hatte die Köpfe der Menschen im eigentlichsten Sinne »verdreht« – bei aller Hochschätzung des relativen Wertes seiner erhabenen Lehren muß das doch betont werden -, es hatte nämlich den Blick von der Tatsächlichkeit des Vergangenen in eine jenseitige Zukunft gerichtet. Dort aber ist, wie wir sahn, nur das finstere Rattenloch des Noch-nicht-Seienden, aber keine Realität. Wir geben daher den Köpfen die rechte Richtung aufs Reale wieder, indem wir die Unsterblichkeit da suchen, wo sie wirklich ist: hinter uns, nicht vor uns.

Der Gedanke an die Nachwelt hat manche Heldentat gezeugt. Aber wer war bisher die Nachwelt? Eine imaginäre Person, ein Schema, eine Fiktion. Die Helden, die bekanntlich auch vor Homer gelebt haben, hofften vielleicht auch auf die Nachwelt, auf unsterblichen Ruhm. Sie sind darum betrogen. Wer hatte bisher eine Garantie für den Ruhm bei der Nachwelt? Die meisten Namen sind uns ja nur durch die seltsamsten Zufälle erhalten. Festum breve gloria mundi. Und doch war der Instinkt richtig und bedurfte nur einer solidem, tatsächlichen Fundamentierung. Denn ein Leben ohne Ruhm ist ein Tanzball ohne Musik, ein Karussell ohne Drehorgel. Wir aber sind, dank der buribunkischen Institutionen, in der Lage, den Ruhm,\*) der bisher wirklich nur Schall

\*) Schmitt leistet sich die unglaubliche Äußerung, angesichts der Ewigkeit sei aller irdische Ruhm doch nur eine nichtige Illusion, aber kein Ersatz für die Unsterblichkeit, ja wenn der Ruhm günstigenfalles vielleicht noch Jahrhunderte nach dem Tode wachse, so sei das so, wie auch die Haare und die Nägel einer Leiche weiterwachsen. Derartige unappetitliche, ja kirchenväterliche Vergleiche verbitten wir uns und weisen sie, im Namen der Buribunkologie, mit schärfster Entrüstung zurück.

und Rauch war, in einen festern Aggregatzustand zu überführen und ihn, statt auf ein vages Gerede, auf die kompakte Masse von Tagebüchern und Druckschriften zu stabilisieren. Ein edles Motiv menschlicher Größe wird auf diese Weise aus der unsichern Sphäre metaphysischer Illusionen auf die wohlgegründete Erde gebaut.

Das ist die wahre Ethik, wahr, weil sie tief im Tatsächlichen verankert ist. Der Buribunke braucht kein Christentum, noch sonst eine Ideologie. Darüber ist er ohne Affekt, ohne Ent-rüstung lächelnd erhaben. Er ist, neben vielem andern, auch Christ, aber er weiß vom Christentum mehr als tausend Theo-

logen. Denn er ist nicht nur Christ; er ist Christ, wie er auch Buddhist, Mohammedaner, Gnostiker ist, er ist alles, denn er erkennt alle Dinge in ihrer Realität, das heißt in der Relativität ihrer historischen Bedingtheit. So ist er mehr als alle diese Dinge und mehr als alle Menschen, die sich nicht über sie erheben, und gewinnt, alles und auch sich selbst in seiner Relativität erkennend, schreibend den Standpunkt des Absoluten. Er ist der sich selbst schreibende, sich selbst betreibende, sich selbst überlistende Weltgeist in seiner unmittelbaren, unwiderleglichen Tatsächlichkeit.

C. S.

[Summa. Eine Vierteljahresschrift. Hrsg. von Franz Blei. Viertes Viertel. Hellerau: Jakob Hegner, 1918. S. 89-106]